Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 42

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 17. Oktober 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 42

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Was geschieht mit dem Vorschlag des ehelichen Vermögens?

Das eheliche Vermögen besteht ausser dem Mannes- und dem Frauengut aus dem während der Ehe erworbenen Vorschlag. Die Frage, wem derselbe bei Auflösung der Ehe zusteht, richtet sich nach dem Güterstand. Bei der Gütertrennung fällt der Vorschlag an den einen oder anderen Ehegatten, je nachdem, wer ihn erworben hat. Bei der Gütergemeinschaft bildet das ganze eheliche Vermögen eine Einheit, die bei Auflösung der Ehe in zwei gleiche Teile zerfällt, so dass jeder Ehegatte am Vorschlag Anteil hat. Bei der Güterverbindung fallen zwei Drittel des Vorschlages an den Mann und ein Drittel an die Frau.

Wie weit kann nun diese gesetzliche Regelung durch Ehevertrag abgeändert werden? Bei der Gütergemeinschaft sieht das Gesetz in Artikel 226 die Möglichkeit einer anderen Teilung des Gesamtgutes vor, so dass das ganze Gesamtgut dem überlebenden Ehegatten zugewendet werden kann. Den Nachkommen darf aber ein Viertel des beim Tode vorhandenen Gesamtvermögens nicht entzogen werden.

Für die Güterverbindung sagt Artikel 214/3, dass durch Ehevertrag eine andere Beteiligung am Vorschlag vereinbart werden kann. Es frägt sich nun, ob diese gesetzliche Bestimmung so ausgelegt werden kann, dass dem überlebenden Ehegatten der ganze Vorschlag zugewendet werden darf, denn es besteht im Gesetz keine Schranke zu Gunsten der Nachkommen. Und doch können diese durch eine solche Zuwendung in ihren Rechten schwer beeinträchtigt werden. Solche Fragen, die das Gesetz offen lässt, werden durch die Gerichtspraxis gelöst. Das Bundesgericht hat seinerzeit entschieden, dass die Zuwendung des ganzen Vorschlages an den überlebenden Ehegatten zulässig sei. Dieser Entscheid ist seither in der Literatur von vielen Seiten kritisiert und abgelehnt worden.

In einem kürzlich erschienenen Artikel: Ehevertragliche Vereinbarungen über den Vorschlag, ZGB Artikel 214, Absatz 3 (Schweizerische Zeitschrift für Beurkundungs- und Grundbuchrecht, Heft 4, Juli/August), hat sich Professor A. Egger erneut mit der Frage auseinandergesetzt. Er kommt zum Schluss, dass die Zuwendung des ganzen Vorschlages an den überlebenden Ehegatten zulässig sei, sofern nicht ein Rechtsmissbrauch vorliege, das heisst soweit nicht die Rechte der Nachkommen dadurch in unzulässiger Weise verkürzt werden.

Diese Auffassung von Professor Egger ist für uns Frauen ausserordentlich wichtig, denn immer wieder trifft man bei Ehegatten den Wunsch, den überlebenden Ehegatten, vor allem die Ehefrau, möglichst gut zu stellen. Mit einer ehevertraglichen Bestimmung, wonach sie den ganzen Vorschlag erhalten soll, kann diesem Wunsche entsprochen werden. Gegen eine solche Vereinbarung können die Kinder nur dann Einsprache erheben, wenn sie darzutun vermögen, dass dieser Ehevertrag nicht nur den überlebenden Ehegatten wirtschaftlich sicherstellen wollte, sondern vielmehr das Ziel verfolgte, die Kinder zu schädigen, was einem Rechtsmissbrauch der Vertragsfreiheit gleichkommt.

Professor Egger hat sich immer als überzeugter Verteidiger der Rechte der Frauen erwiesen. Erst in letzter Zeit setzte er sich mit Ueberzeugung dafür ein, dass die Schweizerin, die einen Ausländer heiratet, ihr Schweizer Bürgerrecht behalten kann. Wir wissen ihm deshalb Dank, dass er in dem erwähnten Artikel die bundesgerichtliche Praxis verteidigt und damit einen Weg weist, der künftig sicher von vielen Ehegatten als erwünschte Besserstellung der überlebenden Ehefrau gewählt wird.

Dr. Elisabeth Nägeli

Japanische Frauen und ihre Rechte im heutigen Japan

Japan ist der Schauplatz zweier paradoxer Zeiterscheinungen geworden. Einerseits brachte die Atombombe von Hiroshima dem Land das schrecklichste Ausmass an Zerstörung, was die Welt bisher erlebte — andererseits wurde das Land durch die amerikanische Besetzungsmacht unter Mac Arthur mit einer neuen Verfassung beschenkt, die den alteingefahrenen Feudalstaat zum Sturz und die Einführung einer modernen Demokratie brachte.

Dies bedeutete besonders für die japanischen Frauen eine tiefgehende Umstellung. Aus einem Leben der Zurückgezogenheit, das von den Fesseln jahrhundertealter Gebräuche und Sitten beschwert war, sind sie mit einem Schlag zu gleich- und stimmberechtigten Staatsbürgerinnen avanciert.

Dieser plötzliche Wandel der Stellung der Frau hat nicht nur diese, sondern auch die Männer schlagartig aufgerüttelt.

Bis zum Jahre 1946, dem Zeitpunkt der Inkrafttretung der neuen Verfassung, hatte die Frau in Japan ein völlig untergeordnetes Leben geführt; ihre Aufgabe bestand darin, dem Herrn zu dienen und zwar bis ins kleinste Detail. Die Frauen waren vom rechtlichen und sozialen Gesichtspunkt aus Menschen zweiten Grades und ganz und gar der Willkür des Mannes ausgeliefert. Vor der Ehe war es der Vater, später der Mann. Sie hatten keinerlei Selbstbestimmungsrecht, auch nicht das Recht der freien Gattenwahl, die von der Familie vollzogen wurde.

Diese traditionell verbürgte Unfreiheit der japanischen Frau hat in ihr einen starken Minderwertigkeitskomplex hochgezüchtet. In allem glaubte sie dem Manne unterlegen zu sein.

Mädchen besuchten früher die Schule nur bis zum zwölften oder dreizehnten Lebensjahr, und die Bildung und Erziehung, die sie erhielten, war sehr lückenhaft. Berufliche Ausbildung war so gut wie unbekannt, bis zum Kriegsende war noch Kinderarbeit in den Fabriken üblich.

Innerhalb der Familie wurden dem Mädchen immer wieder vor Augen gehalten, dass es nicht schicklich sei, nach aussen seine Gefühle sichtbar werden zu lassen. Man hatte zu lächeln, selbst wenn einem zu weinen zumute war.

War ein Mädchen verheiratet, so spielte sich ihr Leben fast ausschliesslich innerhalb des Hauses ab. In den seltensten Fällen durfte sie sich an der Seite des Mannes in der Oeffentlichkeit zeigen. Geschah es, so musste sie stets dem Mann den Vortritt lassen und hinter ihm hergehen. Dies kann man noch heute bei älteren Ehepaaren beobachten, die sich nicht so schnell an die neuen Reformen gewöhnen können. Nie durfte die Frau, wenn der Mann Gäste ins Haus geladen hatte, mit am Tische sitzen und an dem Gespräch teilnehmen. Hinter dem Stuhl ihres Mannes hockte sie auf einem Kissen auf dem Boden, und wenn einer der Gäste das Wort an sie richtete, so antwortete sie mit einem stillen Lächeln.

Nun hat der Krieg und seine Folgeerscheinungen mit einem Schlag an diesem durch Jahrhunderte aufgerichteten Gebäude von Konventionen gerüttelt.

Bereits seit 1945 vollzog sich allmählich die Emanzipation der japanischen Frau. Viele Mädchen waren durch den Krieg verwaist und mittellos geworden. Viele Familienbande bestanden nicht mehr, viele Frauen haben während des Krieges die Posten von Männern bekleiden müssen. So war der Boden nicht ganz unvorbereitet, als die Amerikaner die Reformen durchführten, die für die Frauen folgende Neuänderungen brachten: Zulassung zu allen Bildungsstätten, gemeinsame Schulen für Jungen und Mädchen (früher ging die Erziehung streng getrennt vor sich), Gründung von Frauenuniversitäten nach amerikanischem Vorbild, freie Gattenwahl, Erleichterung der Scheidung, Stimmrecht und Wählbarkeit von Frauen.

Im Strassenbild von Tokio sieht man heute die Mädchen ebenso wie die Jungens in ihrer Schuluniform. Sie besuchen gemeinsam die öffentlichen Schulen. Die Universitäten weisen eine stattliche Zahl weiblicher Studenten auf, es gibt bisher 20 Frauenuniversitäten im Land. Natürlich ist es nicht möglich, dass die durch Jahrhunderte aufgerichteten Schranken zwischen den beiden Geschlechtern sofort fallen, und die Studenten verhalten sich noch etwas scheu und zurückhaltend gegenüber ihren weiblichen Kollegen. Stipendien für Studienzwecke, die der Staat für Auslandsstudien zur Verfügung stellt, können heute auch von Mädchen in Anspruch genommen werden.

Ueberall ist bei der weiblichen Jugend ein reges Interesse am Erlernen der europäischen Sprachen bemerkbar. Viele Frauen im Alter von 25 bis 40 Jahren besuchen Fortbildungskurse, um ihrer mangelhaften Schulbildung nachzuhelfen.

Durch die Erleichterung der Ehescheidung ist die Zahl der Ehescheidungen bedeutend gestiegen. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau innerhalb der Familie hat sich ebenfalls grundlegend geändert. Der japanische Mann hat erkennen müssen, dass die Japanerin von heute nicht mehr das rechtund willenlose Wesen von einstmals ist. Sie hat die gleichen Lebensrechte wie er, die selbstverständlich dienende Rolle der Frau ist ausgespielt.

All diese Fortschritte machen sich zunächst in den Städten bemerkbar. Zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften für Frauen wurden herausgebracht, in denen dauernd über die neue Lage der Frau und die sich ergebenden Probleme auf gesellschaftlichem, sozialem, ökonomischem und familiärem Boden hingewiesen wird. Es gibt Frauenzeitungen in Tokio, die eine monatliche Auflage von vier Millionen Stück aufweisen. Bücher japanischer Frauen erscheinen am laufenden Band.

Im Parlament hatten bisher 29 Frauen Sitze inne.

Schwierig ist es, die Landbevölkerung mit den neuen Reformen vertraut zu machen. Hier ist vieles noch beim alten geblieben. Die Regierung hat jetzt angeordnet, dass Gruppen von Sozialfürsorgerinnen in den Dörfern eingesetzt werden, deren Aufgabe darin besteht, in persönlicher Kontaktnahme von Frau zu Frau Aufklärung und Verbreitung der neuen Lebensgesetze zu bringen.

Solch einschneidende Umstellungen vollziehen sich im Bewusstsein des einzelnen nur langsam. Bei der jungen Generation ist es leichter als bei der älteren. Den japanischen Männern schwebt heute die amerikanische Frau als Ideal vor. Sie haben in ihrem Lande nach dem Krieg gesehen, wie respektvoll das Benehmen des Amerikaners gegenüber Frauen ist und langsam beginnt der japanische Mann zu erkennen, welches seine Pflichten gegenüber der Frau sind.

Durch die Gemeinschaftserziehung in den Schulen wird diese Umstellung erleichtert. Eheschliessungen ohne Einwilligung der Eltern sind heute möglich, was vor dem Krieg undenkbar war.

Eine ungeheure Wandlung geht schrittweise vor sich durch die Tatsache, dass die Frauen wissen, dass sie die gleichen Rechte am und im Leben haben wie die Männer und dass ihnen heute für jede weitere Entwicklung Tür und Tor geöffnet sind. Ihr Einfluss auf soziale Reformen ist bereits überall bemerkbar, sind doch gerade Frauen dafür in erster Linie empfänglich.

Es lässt sich nicht voraussehen, ob alle Reformen, die seitens der amerikanischen Besetzungsmacht eingeführt worden sind, von Dauer sein werden. Eines jedoch lässt sich mit Bestimmtheit sagen: das der begonnenen Emanzipation der Japanerin nicht mehr Einhalt zu bieten ist, und dass die japanischen Frauen ein nicht zu unterschätzender Faktor bei der Durchführung der demokratischen Lebensformen im Lande geworden sind.

Doris Hasenfratz

Eine Frau über Frauen

Es gab eine Zeit, da wir Frauen alles, was über uns zu sagen war, in Büchern fanden, die Männer geschrieben hatten. Das kam nicht etwa nur daher, dass für die Frauen keine Möglichkeit bestand, sich die nötigen Sachkenntnisse auf wissenschaftlichem Wege zu erwerben, sondern hatte seinen Grund auch darin, dass es sich für eine Frau des 19. Jahrhunderts nicht schickte, mit derartigen Arbeiten hervorzutreten. Eine Frau, die schrieb, galt für gewöhnlich als eine exzentrische Natur und musste mit ihren Publikationen entweder sehr zurückhaltend sein, wie Annette von Droste-Hülshoff, oder sich eines männlichen Pseudonyms bedienen, wie die Baronin Dudevant, die wir als George Sand kennen. Diese Gewohnheit, sich hinter einem männlichen Namen zu verbergen, reicht bis in unsere Gegenwart hinein und hat mancher Schriftstellerin ihren Weg erleichtert. So wurde «Sir Galahad», Verfasser von bedeutenden Büchern wie «Mütter und Amazonen» und anderen mehr von der Kritik als ein «gescheiter Engländer» bezeichnet und entsprechend gewürdigt, und dabei steckte hinter diesem romantischen Namen — Sir Galahad war ein Ritter aus König Artus' Tafelrunde — eine schlichte aber offensichtlich sehr gelehrte St. Gallerin, die vor wenigen Jahren gestorben ist.

Als um die Jahrhundertwende die Emanzipation der Frau zu einer anerkannten Tatsache wurde, traten die Verfasserinnen meist mit ihrem Namen vor das Publikum, und neben den Dichterinnen waren es die Vertreterinnen einer neuen Ethik wie Ellen Key und Helene Stöcker, die sich unerschrocken der öffentlichen Meinung zum Kampf stellten. Eine Generation später beginnen die Frauen auch als Psychologinnen über ihr eigenes Geschlecht Aussagen zu machen (Mathilde Vaerting, «Wahrheit und Irrtum in der Geschlechter-Psychologie», 1923), aber die Bücher der Männer setzen sich stärker durch. Es ist auffällig, dass gerade innerhalb der letzten paar Jahre von männlicher wie von weiblicher Seite viel über die Frau geschrieben, viel an der Erfassung ihres eigentlichen Wesens her-

Schicksale einer Schweizer Emigrantin

von F. Timar-Niggli

Als man in meinem lieben Vaterlande noch an den ewigen Frieden glaubte und die grosse «Prosperity» in Europa herrschte, verheiratete ich mich mit einem Ungarn. Ich hatte meinen Gatten in London kennengelernt, wo er geschäftehalber, ich aber, um die Sprache zu erlernen, weilte. Voller Hoffnung und Zuversicht zogen wir miteinander nach Budapest, wo uns im Hause meiner Schwiegereltern eine behagliche und weiträumige Wohnung bereitet war. Mein Mann trat nun als Teilhaber in das Geschäft seines Vaters ein, wo neben Herrenkonfektion hauptsächlich Uniformen hergestellt wurden. Ich erinnere mich noch, wie ich über die prächtigen Offiziersstücke staunte, die dort das Licht der Welt erblickten. War ich doch von der Schweiz her an viel einfachere Ausstattungsstücke für unsere Offiziere gewöhnt, und da mein Gatte als Reserve-Oberleutnant der k. k. österreichisch-ungarischen Armee selbst eine solche Uniform besass, hielt ich mich bevorzugt und erhöht vor vielen meiner in der alten Heimat zurückgebliebenen Landsmänninnen. Ich ahnte noch nicht, wie bald ich den Glanz um all diese noch so sehr gefeierten Uniformen verwünschen sollte.

Schon im zweiten Jahr unserer Ehe hatte mein Mann zu einem Offizierskurs nach dem damals noch ungarischen Szegedin einzurücken, wo er sehr bald von Typhus angesteckt wurde und nachher noch wochenlang in einem Militärlazarett zu liegen hatte. Im dritten Jahr unserer Ehe aber — wir besassen eben ein Söhnchen von noch nicht ganz einem Jahr — brach der Erste Weltkrieg aus und mein Mann hatte abermals einzurücken!

Schon bei den Kämpfen um Przemysl geriet er in russische Gefangenschaft, und wenn auch erst noch vereinzelte Nachrichten durchsickerten, so hörten wir doch sehr bald nichts mehr von ihm. Ich blieb mit meinem Knäblein noch ein volles Jahr bei meinen Schwiegereltern in Budapest, kehrte dann aber in mein eigentliches Elternhaus nach der Schweiz zurück, wohin ich auch mehr als ein Jahr lang noch die k. k. Offiziersfrauenrente zugeschickt erhielt, die mir ein anständiges Auskommen sicherte, so dass ich meinen Vater, der mich vor kurzem noch glänzend versorgt geglaubt hatte, nicht allzu sehr belasten musste, ja, mir hin und wieder eine kleine Extravaganz erlauben konnte. Und selbstverständlich würden die Zentralmächte siegen. So glaubte man wenigstens in der deutschen Schweiz allgemein.

Es kam aber anders, und erst um Weihnachten 1919 hörte ich wieder von meinem Gatten, der indessen in ein Gefangenenlager am Baikalsee gesteckt worden war und dort seine Zeit abzuwarten hatte. Ohne die grossartigen und unvergesslichen Bemühungen Fridtjof Nansens hätten die Aermsten dort wohl verkommen können und ihre Angehörigen hätten nicht einmal Nachricht über ihr Schicksal bekommen. So aber konnte mein Mann mit Hilfe des Nansenpasses über Wladiwostok im Frühjahr 1920 wieder nach Ungarn zurückkehren und auf Ostern 1920 reiste auch ich mit meinem Knaben wieder nach Budapest zurück. Unser Söhnchen kannte kein Wort ungarisch, ich hatte meine Kenntnisse der fremden und schwierigen Sprache beinahe verloren und der Kleine hatte unterdessen in der Schweiz schon das erste Schuljahr absolviert. Es war selbstverständlich, dass das Schweizerdeutsche die Umgangssprache zwischen Mutter und Sohn blieb und wir nannten uns in der Folge oft lachend die kleine Schweizerkolonie. Freilich mischte sich in dies unser Lachen nicht selten etwas wie Melancholie und Traurigkeit. Denn auch der Knabe fühlte sich mehr als Schweizer denn als Ungar.

Der Krieg war nun sozusagen schon zwei Jahre zu Ende. Allein in den Wirren, die darauf folgten, in den Zeiten der schrecklichen Inflation war unser Geschäft vollkommen zu Grunde gegangen, und wenn man auch Arbeit gehabt hätte, so fehlte das Material dazu und die Kunden bezahlten nicht. Woher hätten sie auch das Geld nehmen, womit hätten die Offiziere ihre einst so herrlichen Schaustücke neu wieder herstellen lassen wollen!

Indessen war mein Vater in der Schweiz gestorben und der alte Familienverband hatte sich dort aufgelöst. Meine Mutter, der einzig ich meine so prekär gewordene Lage anvertraute, schickte mir, am eigenen Munde sich's absparend, so oft sie nur konnte, Pakete mit Lebensmitteln und auch Stoffen. Wie sie es ankehrte, mir ständig so viel zukommen zu lassen, ist mir heute noch ein Rätsel. Sehr viel später, als ich zum zweiten Mal als Flüchtling in die Schweiz weilte, entdeckte ich freilich, dass die Lieferanten, die einst mein weitläufiges Elternhaus versorgt, auf Andeutungen meiner Mutter hin ihr vieles zusteckten für mich, ein Konfektionshaus in Aarau z. B. auch mancherlei an Stoffen. Denn zu jener Zeit war ja alles in den ehemaligen Kriegsländern verarmt und man begriff den Jammer der alten Frau um ihre ungarische Tochter nur zu gut. In diesem Zusammenhang muss gesagt werden, dass meine Landsleute sich überhaupt grossartig benahmen, und wenn man auch damals schon über die Ausländerheiraten zu schimpfen begann, die so viel Missheiligkeiten in ihrem Gefolge hätten, so wurde ich doch nie ganz im Stiche gelassen. Freilich, eines gelang mir später nicht: meinen Sohn in die Schweiz zu bringen und ihn in meinem alten Heimatkanton naturalisieren zu lassen. Doch ich greife vor!

Mein Gatte hatte auf den langen Märschen nach Sibirien und im Lager am Baikalsee so viel gelitten, dass er seine frühere Gesundheit nie mehr voll zurückerlangte. Auch unser Geschäft vermochten wir nicht mehr auf die alte Höhe zu bringen, und als mein Schwiegervater starb, mussten wir es ganz liquidieren. Mein Schwager, der damals Direktor der städtischen Strassenbahnen in Budapest war, konnte meinem Mann in seinem Betrieb eine Bürostelle verschaffen, und den alten Frontkämpfern wurden ausserdem Wohnungen zu billigeren Preisen in eigens dazu hergestellten Kolonien zugeteilt. Unser Sohn bildete sich indessen als Maschinentechniker aus und fand in der Folge als Maschinenmeister in einer grossen Textilfirma eine gute Anstellung. Es schien wieder aufwärts zu gehen mit uns! Unser Sohn verheiratete sich auch mit einer

umgerätselt wird. Es ist auffällig, aber es ist gewiss nicht zufällig — vielmehr spiegelt sich darin der Wandel, in dem die Entwicklung der Frau begriffen ist, und der sich natürlich auf die Beziehung der Geschlechter wie auf manche anderen Faktoren unserer Gesellschaftsordnung auswirkt.

Die Bücher von Helene Deutsch, einer Amerikanerin, die der Schule Freuds angehört («Psychologie der Frau») und der Französin Simone de Beauvoir, der Gattin Jean-Paul Sartres, «Le deuxième sexe») die die Ideen des Existentialismus vertritt, haben ziemlich viel von sich reden gemacht, brachten Aufschlüsse, reizten zu Widersprüchen und haben mehr Interesse der Psychologen erregt, als dass sie ein grosses Publikum weiblicher Leser angezogen hätten. Nun aber liegt eine neue Schrift vor, die sich «Eine Frau über Frauen» nennt, und, bei Ernst Klett in Stuttgart erschienen, von einer Psychologin deutschen Ursprungs, Marianne Leibl, stammt, die offensichtlich schon lange in Italien lebt. Auch dies ist ein Buch, das wir zur Fachliteratur zählen können, weil es die neuesten Erkenntnisse der Wissenschaft verwendet, auch hier wird einer Richtung gefolgt, nämlich der Komplexen Psychologie C. G. Jungs, und doch ist dies ein Buch, das jede Frau mit Nutzen lesen kann. Vielleicht sind nicht alle Kapitel von gleichem Interesse, aber alles, was ins Leben einer normalen Frau gehört, wird besprochen, erklärt und an seinen gebührenden Platz gerückt. Marianne Leibl ist nicht nur eine wissenschaftlich gebildete, sie ist eine lebensnahe Frau, die weiss, wie es in der Wirklichkeit zugeht, welche Probleme uns zu schaffen machen, mit was für Schwierigkeiten wir uns herumschlagen müssen. Neben einem Ueberblick über die Entwicklung des weiblichen Kindes (den wir bisher nur in der engsten Fachliteratur fanden) steht eine sehr moderne und keineswegs beschönigende «Psychologie der Liebe», die auch die verschiedenen, leider so häufig gewordenen Fehlentwicklungen beschreibt. Ueber die Ehe, ihre Gestaltung und Gefährdung wird ausführlich gesprochen, ebenso über Mutterschaft und das, was sie im Guten und Schlechten bewirken kann. Im Abschnitt über die reifen Jahre werden neben den Krisen die Möglichkeiten zu deren Ueberwindung aufgezeigt, wobei die Verfasserin auf Grund ihrer tiefenpsychologischen Kenntnisse manchen wertvollen Hinweis zu geben vermag. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht so weit auf die verschiedenen psychotherapeutischen Methoden einzugehen, die heute im Schwange sind, und deren Befolgung ohne kundige Führung eher schaden als nützen kann. Wer aber bisher nichts von diesen Dingen wusste, wird möglicherweise dankbar dafür sein, dass ihm so mancherlei Wege gezeigt werden, die zur Bewältigung von Lebensschwierigkeiten führen.

Das Buch ist klar und lebendig geschrieben, und Beispiele veranschaulichen, was sonst in theoretischer Erörterung stecken bleiben würde. Gewiss, die reiche Vielfalt des Lebens wird etwas zu oft auf eine Reihe von Typen reduziert, doch geschieht das im Sinne einer leichteren Ueberschaubarkeit für den Leser; das Wesen der Frau aber ist richtig erfasst — nicht allein von der heutigen äusseren Situation her, sondern von der Tiefe, in der die eigentlichen Kräfte wirken. So heisst es darüber: «Die Frau von heute ist auf dem Wege, die Fehler der ‚Emanzipierten' der Jahrhundertwende gutzumachen, weil sie bereits begriffen hat, dass sie durch eine zu intellektuelle und männlich ausgerichtete Entwicklung nie zur Harmonie mit sich und anderen gelangen kann. Es formt sich heute ein neuer Frauentyp, der, trotz seines Strebens nach Freiheit und Selbständigkeit, die menschlichen Beziehungen mit weiblicher Einfühlung und Anpassung lebt. Die Sensibilität und intuitive Einfühlungsgabe ihrer Natur lässt die Frau in Gefühlsfragen die richtige Lösung finden und menschliche Beziehungen harmonisch gestalten. Es ist notwendig, dass sie in diesen Dingen die Führung übernimmt, da der Mann nur danach strebt, die Probleme zu vereinfachen und allen Komplikationen möglichst aus dem Wege zu gehen. Er, der viel mehr als die Frau in Zeitfragen und soziale und kollektive Probleme verwickelt ist und ausserdem oft völlig in seiner Karriere und beruflichen Fragen aufgeht, empfindet die Gefühlsfragen nicht als wichtiges und zentrales Lebensproblem.

So bleibt die Pflege des Gefühls notgedrungen der Frau überlassen, die für beide die Harmonie der Beziehung aufrechterhalten muss, ohne dabei auf die Unterstützung des Mannes rechnen zu können, der auf diesem Gebiete sehr oft ohne seinen Willen zerstörerisch wirkt.

In einer solchen harmonisch menschlichen Beziehung entwickelt die Frau ihre besten Eigenschaften. Wenn auch die «Schattenschwester», die in ihr steckt, nie ganz ohne Eitelkeitstriumphe und zwecksüchtiges Denken auskommt und vom Unbewussten her Ausfälle macht, so siegen doch immer wieder die Lichtseiten. Für den Mann, der sie liebt, kann gerade der Ausbruch ihrer chaotischen, dunklen und triebhaften Elemente die Lichtseiten ihrer reinen und edlen Liebe noch reizvoller und bewundernswürdiger erscheinen lassen. Der ewig schillernde Kontrast zwischen Licht und Schatten gibt dem ewig Weiblichen mit seiner charakteristischen Eigenart auch eine ungeheure Anziehung.»

Mit diesem wohlwollend gesehenen und doch nicht geschmeichelten Bilde dürfen wir, glaube ich, einverstanden sein. Für viele Leserinnen wird manches, was sie undeutlich verspürten, sich nun klären und ihnen dazu verhelfen, leichter und zufriedener durchs Leben zu kommen.

Dr. Charlotte Spitz

DITZLER
CONFITÜREN
....erfreuen den Gaumen!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Nachrichten aus Holland

In Wageningen bei Arnheim wurde an der dortigen «Agrarischen Universität» ein Lehrstuhl für Haushaltlehre gegründet — eine Institution, die Amerika längst kennt! Als deren Leiterin, mit dem Titel Professor, wurde eine dafür sehr befähigte Frau ernannt: Frau Clara W. Willinge Prins-Visser, die Vorsitzende des holländischen Landfrauenbundes. Durch einen längeren Aufenthalt in USA. hat sie sich auf ihre Lehrtätigkeit vorbereitet. Ursprünglich Pharmaceutin heiratete sie einen Agrar-Ingenieur, und sammelte ihre landwirtschaftlichen Kenntnisse auf einem sogenannten Urbarmachungshof in der Provinz Drente.

Neben ihrer Arbeit als Apothekerin machte sie zu Hause im eigenen Labor Untersuchungen und Studien über Haushaltungsartikel und -fragen. Frau W., jetzt Mitte der Vierzig, ist stellvertretendes Mitglied des sogenannten Sozial-Oecokomischen Rates, dank der Wachsamkeit und Energie der niederländischen Frauenbewegung, die sich nicht scheut, energisch zu protestieren, wenn überall nur Männer hineingewählt werden sollen. Die Schwester von Frau Willinge ist Professor für alte Geschichte an der Universität Groningen.

Fräulein Klompé ist als einzige Frau in den G. K. S., das heisst Gemeinschaftsrat für Kohlen und Stahl, gewählt worden, die bekannte europäische Schöpfung Schumans, neben den 77 Männern, welche die anderen Länder vertreten.

Beachtenswert ist folgende Bemerkung unserer Korrespondentin:

Was vollkommen vergessen wird heutzutage ist, dass es nicht genügt, dass jemand einen guten Kopf hat, damit er an die höchsten Stellen aufrücken darf. Es gibt auch noch einen «Background», einen «Hintergrund», der von durchschlagender Bedeutung ist. Nicht nur Fachkenntnis, aber auch der Geist, die Lebenshaltung soll mitreden. Nur diese kann sich gegen die Vermaterialisierung der heutigen Richtung einsetzen, nur diese kann auf die Dauer sich den nivellierenden Tendenzen widersetzen, nur diese sieht den Menschen als Ziel an sich, das reifen soll, und nicht nur Mittel wäre, um einen gut funktionierenden Staat zu bilden.

Es gab in Holland mehr als ein Vierteljahrhundert lang ein Hin und Her wegen der verheirateten Beamtin. Die Motive der Konservativen waren immer: Die verehelichte Frau gehört ins Haus, in die Familie. Nur selten gab es eine Ausnahme. So hat einer der bekanntesten und respektiertesten Staatsmänner, Freiherr De Savornin Lohman, eine Grundsäule des «rechten» Flügels angeführt, dass die Souveränität im eigenen Kreis nicht angetastet werden sollte und somit den Eheleuten das Recht zukam, selbst den Entschluss zu fassen. Zu gleicher Zeit ungefähr behauptete ein nicht sehr bedeutender, aber doch einflussreicher liberaler Parlamentarier, dass durch die Arbeitsfreiheit der verehelichten Frau und die dadurch vermutlich eingeschränkte Kinderzahl die Ehe zur Karikatur gemacht würde.

Des Pudels Kern war aber die Angst für den Neomalthusianismus. Bei den Katholiken: Je mehr Kinder, um so besser; bei den Kalvinisten: Man soll nicht in die göttliche Vorsehung eingreifen. Denn wenn die Beamtin 45 Jahre alt war, durfte sie ruhig bleiben! Immerhin, il y a des accommodements avec le ciel, und ein Saatsmann und Minister von Format, weiland Dr. jur. Heemskerk, hat, als er ans Ruder kam, eine ihm unentbehrliche Kraft, Frau Dr. jur. Lucie Schönfeldt-Polano, verwendet. Sie brauchte aber nicht ins Büro zu kommen, sondern arbeitete zu Hause.

Man will jede Beamtin, welche seit zehn Jahren ununterbrochen im Dienst ist und diejenigen, welche schon zu den höheren Rängen befördert sind diejenigen, welche dreissig Jahre alt sind, behalten. Man heiratet also nun einfach nicht mit 28 oder 29, sondern mit 30 Jahren. Es würden aber, wenn der Entwurf angenommen wird, sofort 500 Frauen entlassen werden, falls sie die Ehe eingehen wollten. Dass die Frage der Mutterschaft auch hier wieder mitsprach, ist klar. Es wird auch offen gesagt. Die Fragebogen, welche an alle Beamtinnen gesandt wurden, haben bewiesen, dass tatsächlich von den 330 in der Staatsadministration angestellten Frauen, welche am 1. Juli 1947 die Ehe eingingen, am 1. Juli 1950 nur 9, das heisst 2,7 Prozent, ein oder mehr Kinder hatten. Anstatt dass man sich in einem überbevölkerten Lande, wo man jährlich Zehntausende ins ferne Ausland emigrieren muss, über diese schliesslich geringe Zahl von mit wenig Kindern gesegneten Ehen freut, wirkt es noch immer für Zahllose wie ein Alpdrücken. Und dabei soll man ins Auge fassen, dass normalerweise die Frau in unserem Lande es vorzieht, nicht nur für, aber auch in der Familie zu arbeiten. Die Frauen, welche mitteilten, dass sie die Arbeit im Amt vorzogen vor hauswirtschaftlicher Arbeit, waren, wie zu erwarten, in den höheren Rängen angestellt. Und im ganzen hatten nur 6 Prozent geantwortet, dass sie «aus Liebe zu dieser speziellen Arbeit» im Büro verharrten. 8,5 Prozent blieben, weil sie so klein behaust sind, oder irgendwo zusammenwohnen müssen und dadurch zu wenig zu tun haben; 11,7 Prozent, weil sie Schulden bezahlen müssen; 9,3 Prozent, weil sie Studien für Familienmitglieder bezahlen; 23 Prozent sparen, um Möbel kaufen zu können; 62 Prozent, weil sie mit dem Gatten die finanziellen Umstände verbessern wollen und 24 Prozent, weil sie gesetzlichen oder sittlichen Verpflichtungen nachkommen müssen resp. wollen.

Die aus der ganzen Frauenbewegung zusammengesetzte spezielle Kommission für die Arbeitsfreiheit der Frau hat denn auch eine ausführliche Kritik zusammengestellt, welche noch vor Ende September in «Vrouwenbelangen», das Blatt des gleichnamigen Vereins, welcher zu dem International Alliance for Women Suffrage gehört, veröffentlicht werden wird. Dass man bei allem Respekt für die geleistete Arbeit ja nicht erbaut ist von dem Resultat, ist klar. «Die Tür bleibt geschlossen, nur eine Luke ist geöffnet.» Die Unruhe, welche nun seit einem halben Jahrhundert in der Frauenbewegung, aber auch unter den im Obrigkeitsdienst arbeitenden Frauen herrscht, wird fühlbar bleiben. Jedes nicht notwendige Angreifen der persönlichen Freiheit ist verwerflich.

Von den 16 Ländern, deren Gesetzgebung in dem Rapport zu finden ist, geben 12 der verheirateten Frau vollkommen gleiche Rechte mit der unverheirateten. Die Ausnahmen sind Luxemburg, Kanada, Süd-Afrika und Australien. Die Schweiz ist gar nicht erwähnt, wohl weil diese Uebersicht irgendeinem Uno-Rapport entnommen wurde, und die Schweiz noch immer international in ihrer Isolation beharrt.

Es sei nur noch erwähnt, dass die Stellung der im Obrigkeitsdienst arbeitenden verheirateten Putz- und Reinemachefrauen gar nicht angefochten wird. Es waren am 1. Januar 1950 nicht weniger als 1793; diese scheinen somit ruhig ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten vernachlässigen zu dürfen! (Wo bleibt da die Logik?) Dasselbe gilt von den Visiteuses; von den 226 sind ... 202 verheiratet, fast alle mit Zollbeamten.

W. W. F.-D.

Politisches und anderes

10 Jahre OLMA

Die am 9. Oktober in St. Gallen eröffnete 10. Schweizer Messe für Land- und Milchwirtschaft weist erfreuliche Entwicklung auf. Mit einer neuen Halle wird das Messeareal auf 44 000 und die Hallenfläche auf 23 000 m² erweitert. Die Zahl der Aussteller erhöht sich von 619 auf 700.

Vorbereitungsarbeiten für das schweizerische Fernsehen

Die vom Bundesrat eingesetzte eidgenössische Kommission zur Begutachtung kulturpolitischer Fernsehfragen trat vergangenen Montag zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Sie hat die Aufgabe, die Richtlinien für die Programmgestaltung des schweizerischen Fernsehbetriebes auszuarbeiten. Der offizielle Fernsehversuchs-Betrieb in Zürich mit Aussendung eines Programms wird voraussichtlich am 1. Juni 1953 beginnen.

Die französisch-amerikanische Verstimmung

Die französische Regierung wies die amerikanische Note über die französische Rüstung und die damit zusammenhängende amerikanische Hilfe ab. Die Note wird als Einmischung Washingtons in innere französische Angelegenheiten bezeichnet.

Notenwechsel zwischen England und Persien

Im britisch-persischen Oelstreit geht der Notenwechsel zwischen den beiden Regierungen weiter. Der britische Aussenminister, Anthony Eden, hat am Montagabend die Antwort Grossbritanniens auf die jüngste persische Note gebilligt. Wie von zuverlässiger Seite verlautet, lehnt die Note die Forderung Mossadeghs ab, dass Persien unverzüglich einen Betrag von 20 Millionen Pfund erhalten solle, der als eine Anzahlung an die 49 Millionen Pfund Sterling dienen würde, die die Persische Regierung von der Anglo Iranian Co. fordert.

Heftige Kämpfe in Korea

Wie aus dem Hauptquartier der 8. Armee gemeldet wird, wüten seit vergangenem Mittwoch heftige Kämpfe um die Schlüsselstellungen der Zentral- und Westfront. Gleichzeitig wurden die Verhandlungen in Panmunjom vertagt, weil die Kommunisten die letzten Vorschläge der Alliierten bezüglich der Kriegsgefangenenfrage abgelehnt haben.

Aufdeckung einer Geheimorganisation in Deutschland

Der Ministerpräsident von Hessen, Zinn, unterrichtete die Abgeordneten des hessischen Landtages über die Aufdeckung einer Geheimorganisation in Hessen. Die Organisation sei unter der Bezeichnung «Technischer Dienst des Bundes deutscher Jugend» als eine politische bewaffnete Widerstandsbewegung gedacht gewesen, und habe die Aufgabe gehabt, reine Partisanenorganisationen für den Fall einer russischen Besetzung der Bundesrepublik zu schaffen. Innenpolitisch sei die Geheimorganisation gegen die Kommunisten und auch gegen die Sozialisten gerichtet gewesen. Die Organisation sei angeblich auf Anordnung amerikanischer Dienststellen geschaffen worden. — Eine deutsch-amerikanische Untersuchung ist im Gange.

Verhaftung von Priestern in Polen

Radio Vatikan meldet, dass die polnischen Behörden in letzter Zeit Massenverhaftungen von Priestern in ganz Polen vorgenommen haben. Unter den verhafteten Geistlichen befindet sich auch der Rektor der katholischen Universität in Lublin.

Kirchliches Frauenstimmrecht und Wahlrecht in Schaffhausen

Der Grosse Rat von Schaffhausen hiess in zweiter Lesung eine Verfassungsänderung betreffend das kirchliche Stimm- und Wahlrecht der Frauen gut.

Mutterschaftsversicherung

In Aarau tagte die Zentralkonferenz der Sozialdemokratischen Frauengruppen der Schweiz. Im Mittelpunkt der Konferenz standen Fragen des Familienschutzes. In einer Resolution wurde die baldige Einführung der Mutterschaftsversicherung verlangt.

Die erste Pfarrhelferin in Baselland

Als erste Pfarrhelferin in Baselland wurde vom Kirchgemeinderat von Liestal und Seltisberg Frau Pfarrer Elisabeth Gretler-Iselin (Riehen) gewählt. Früher war sie Sekretärin des deutsch-schweizerischen Bundes der Christlichen Vereine Junger Töchter.

Dr. Emil Oprecht gestorben

In Zürich ist im Alter von 57 Jahren der Verleger Dr. Emil Oprecht, Leiter des Europa-Verlages, gestorben. Er war Zentralpräsident des Schweizerischen Buchhändler- und Verleger-Vereins, Präsident des Verwaltungsrates der Neuen Schauspiel AG. und gleichzeitig deren kaufmännischer Direktor, Vizepräsident des Internationalen Theaterinstitutes der Unesco und Präsident des Schweizerischen Bühnenverbandes und des Schweizerischen Bühnenverleger-Verbandes.

jungen Musterzeichnerin, die in derselben Firma gearbeitet hatte, und wir wurden mit zwei kleinen Enkelinnen erfreut. Da brach 1939 der Zweite Weltkrieg aus!

Was ihm an Aengsten vorausgegangen, als Hitler Oesterreich schnappte, in die Niederlande einbrach usw., das zu schildern erlasse man mir. Allein wie im Ersten Weltkrieg, glaubte man in Budapest allenthalben, die Achsenmächte würden selbstverständlich siegen, und es gab wenige, die klar genug sahen.

Ich selbst war so vermessen, meiner Mutter in die Schweiz zu schreiben, sie müsse nach Beendigung des Krieges zu uns nach Ungarn kommen, es gehe wieder aufwärts mit uns und sie solle dann ihren Lebensabend bei ihren dankbaren Kindern und Enkeln in dem wieder hochgekommenen Ungarn verleben. Die Fabriken, in denen mein Sohn als Maschinentechniker arbeitete und die unter deutscher Leitung standen, wurden auf Kriegsbedarf umgestellt, liefen auf vollen Touren, und ich meldete meiner Mutter, ihr Grossohn würde sie sogar mit einer Messerschmitt abholen, sobald nur wieder Ruhe und Ordnung eingetreten wären. Und die alte Frau lief mit dieser verheissungsvollen Einladung unter Tränen zu ihren Freunden und Bekannten und glaubte kindlich fest an ein Zusammenleben mit ihrer Tochter und deren ungarischer Familie in neuerwachtem Glanz.

Allein das Blatt wendete sich. Die Russen kamen immer näher und wir erlebten schauerliche Nächte der Bombardierung. In den Fabriken, wo mein Sohn arbeitete, wurde das nötige Maschinenmaterial abmontiert, mitsamt der entsprechenden Belegschaft verladen und nach Bayern abtransportiert, wo weiter Kriegsmaterial hergestellt werden sollte. Das war im Herbst 1944, und nie werde ich vergessen, wie wir damals Weihnachten feierten. Wir mussten ja dankbar sein, dass die auf solche Weise Zwangsdeportierten überhaupt ihre Familien hatten mitnehmen dürfen, dass man uns Frauen und Kinder nicht hilf- und schutzlos zurückgelassen hatte. In Deutschland waren wir zunächst auch recht willkommen. Sollten wir doch mithelfen, den deutschen Sieg noch zu retten.

In all den letzten Monaten hatte ich nicht mehr nach Hause schreiben können. Meine Mutter musste in schrecklicher Sorge um uns sein. Da gelang es meinen Verwandten, mich durch das Rote Kreuz vermittelst eines Radioaufrufes wieder zu finden. Es war ein unvergesslicher Augenblick, als plötzlich mein Name aus dem kleinen Kasten ertönte, den man uns in unserer sonst so primitiven Kolonisteneinrichtung zur Verfügung gestellt hatte, und schleunigst machte ich mich jetzt daran, auf dem durch das Rote Kreuz angegebenen Weg wieder Verbindung mit meiner Mutter zu bekommen.

Indessen war nun die Niederlage der Achsenmächte besiegelt. Es drangen von Westen her die Franzosen und Amerikaner in unsere Kolonie ein und nahmen das riesige Klostereareal, in dem wir Unterkunft gefunden hatten, in Besitz. Wir wurden befreit, wie man das nannte, da wir ja Verschleppte waren, und die Klostergewölbe, wo unter anderm gewaltige Vorräte an französischen Weinen und französischer Wolle, alles Raubgut aus Frankreich, aufgestapelt lagen, öffneten sich auch für uns. Unsere Kinder erhielten von den Siegern Schokolade, Nestlémilch und alle möglichen Leckerbissen zugesteckt, Dinge, die wir alle schon unvorstellbar lange, wie es uns schien, entbehrt hatten. Denn die Deutschen hungerten ja selbst, und in der Folge empfanden sie uns, die sie doch selber hergeschleppt hatten, als rechte Last. Es gab unter den Kindern Streitigkeiten um Brot, um ein Stückchen Speck, und die unsern wurden mit hübschen Schimpfworten, wie etwa Ungarnbettler, Ungarschweine und dergleichen beworfen. Das alles trug zur Verbesserung der Atmosphäre kaum bei.

Fast zwei Jahre hatten wir hier nun schon ausgehalten, als es meinen Verwandten nach unsäglichen Mühen gelang, mich mit der ältern meiner kleinen Enkelinnen in die Schweiz zu bekommen. Das Rote Kreuz hatte indessen schon Tausenden und Tausenden von Kriegskindern einen Aufenthalt in der Schweiz ermöglichen können. Da wir aber nicht im Rahmen der Rotkreuzunternehmungen, sondern privat untergebracht werden sollten, erhoben sich immer neue Schwierigkeiten. Hatten wir die Erlaubnis zur Einreise und zu einem dreimonatigen Aufenthalt von den eidgenössischen Behörden in Bern, die sich ausserordentlich liebenswürdig zeigten, erhalten, so türmten sich neue Hindernisse auf von seiten der kantonalen Instanzen, und es kam uns oft vor, als halte man uns für Zigeunervolk aus dem Osten und nicht für die Nachkommen eines alten Schweizer Geschlechtes. Ich trug ja nun freilich einen ungarischen Namen. Aber oft, wenn ich später in den Läden, in den Zügen angeheiratete Frauen mit ihren Kindern traf, die kein Wort Schweizerdeutsch verstanden, würgte es mich, zu denken, dass es mir nie gelang, auch meinen Sohn, der doch hier schon zur Schule gegangen war, als sein Vater den ersten Krieg mitmachte, hereinzubekommen.

Fortsetzung folgt

Die kleine Madonna...

von Ida Frohnmeyer

Der amerikanische Philosoph Emerson sagt: «Was wir lieben, haben wir. Aber durch Begehren berauben wir uns selbst der Liebe.»

Den ersten Satz kann ich in mehr als einem Sinne bejahen, den zweiten aber möchte ich wohl ein wenig ändern. Mir scheint nicht, dass wir uns durch Begehren der Liebe berauben; aber durch Begehren tragen wir Schmerz in jene zarte, wunschlose, schon im Anschauen gestillte und «habende» Liebe.

Denn ich liebe die kleine Madonna trotz meinem Begehren nach wie vor, ja vielleicht noch stärker als zuvor. Denn dadurch, dass ich sie begehrte, nicht erreichen konnte und an einen Glücklicheren verlieren musste, birgt meine Liebe nun auch das Element der Sehnsucht, jene seltsame Beseligung des Herzens, die Lust und Schmerz zugleich ist, sie, von der der Seher Justinus Kerner sagt, dass sie uns auch im Jenseits nicht verlassen werde, da eine Seligkeit ohne Sehnsucht nicht denkbar sei.

Aber noch bin ich im Diesseits und begegne da und dort Dingen, die ich tatsächlich so lieben kann, dass ich sie «habe». Ein Baum zum Beispiel, der in einem fremden Garten wurzelt — kann ihn der jenseits des Zaunes Wandelnde glühender bewundern als ich? Kann er seinen jubelnd empordrängenden Wuchs, seine liebreich gebreiteten Aeste, das zärtliche Spiel seiner Blätter inniger und dankbarer erleben als ich? Ja, es wird häufig so sein, dass ich diesen Baum und das Rondell glühender Blumen

Frauen in der Schweizergeschichte

V. Die Bernerinnen im Landsturm von 1798

Jeremias Gotthelfs Erzählung «Elsi, die seltsame Magd», führt uns mitten hinein in die Zeit des endenden 18. Jahrhunderts, als französische Heere unter dem Befehl der Generäle Schauenburg und Brune in die Schweiz eindrangen, angeblich als Freunde und Befreier des Volkes von der Herrschaft der Aristokraten; tatsächlich aber war es ein Raub- und Unterjochungszug im Auftrage des ehrgeizigen Generals Bonaparte, um für dessen weitere Feldzüge die nötigen Geldmittel zusammenzubringen.

Die innere Lage der Schweiz war damals äusserst gespannt, in den Untertanenländern, insbesondere in der Waadt, gärte es zufoge des Einflusses der Französischen Revolution und der von der herrschenden Klasse nicht zugestandenen, allgemeinen Rechtsgleichheit, immer heftiger. Es erscheint daher verständlich, dass die heimlichen und offenen Wühlereien des hinterlistigen, französischen Gesandten in der Schweiz, Mengaud, auf fruchtbaren Boden fielen. Zu spät versuchten die Kantonsregierungen durch Aufhebung der Vorrechte und durch neue Verfassungen der inneren Zerrissenheit Herr zu werden. In Bern verursachten diese Vorgänge und das Näherrücken der französischen Heere völlige Ratlosigkeit. Wohl war die wehrfähige Mannschaft aufgeboten und mit Begeisterung bereit, dem Feind entgegenzutreten, aber die Friedenspartei in Bern zog es vor, wochenlang mit den Franzosen zu unterhandeln, wodurch im bernischen Heere Missmut und Unordnung entstand. As daher Schauenburg den Angriff gegen Bern eröffnete, gelang es den Bernern wohl, durch mutigen Einsatz die Franzosen zurückzuwerfen und 18 Kanonen zu erbeuten; da ihnen aber von den andern Kantonen keine Hilfe zuging, sahen sie sich im Grauholz bei Bern erneut einer feindlichen Uebermacht gegenüber. In aller Eile wurde der Landsturm aufgeboten. Neben den zahlreichen furchtlosen Greisen und Knaben, die zu den Waffen griffen, eilten von allen Seiten Frauen und Mädchen herbei, die sich rasch bewaffnet hatten, mit allem möglichen, was ihnen gerade in die Hände fiel. Die einen trugen Sensen und Gabeln, andere griffen zu alten Speeren und Säbeln, auch Dreschflegel wurden nicht verschmäht. Mit dieser Ausrüstung stürzten sich die Bernerinnen an der Seite der Männer todesmutig auf die Franzosen. Wohl mochten sie geahnt haben, dass sich eine Niederlage nicht vermeiden liess, aber der Glaube an das Vaterland verpflichtete sie zur Treue bis in den Tod. Diese Tat der opferbereiten bernischen Frauen und Töchter möge uns für alle Zeiten leuchtendes Vorbild bleiben.

M. M.

Nachdenkliches um Bayreuth

Ohne weder Wissende noch Könnende in der holden Kunst der Musik zu sein, nur Liebende, gönnten wir uns, meine Schwester und ich, die allerdings teure Erfüllung eines längst gehegten Wunsches und besuchten die Wagner-Festspiele des vergangenen Sommers. Wagner-Freunde aus aller Welt, namentlich auch aus Amerika, fanden sich mit uns in der freundlichen, sauberen, bedauerlicherweise aber recht zerschlagenen Kulturstadt ein. Jeden Abend fuhren etwa 700 Autos, meist vornehme Luxuswagen, den Festspielhügel hinan, und zahlreiche Einheimische — am Eröffnungsabend sollen es 6000 gewesen sein — füllten die Strassen, um sich am glänzenden Schauspiel und vor allem am Anblick der in Seide, Samt und Pelzwerk kostbar gekleideten, in reichem Schmuck prangenden Damen zu weiden. Minister und andere hohe Magister ehrten mit ihrer Anwesenheit den festlichen Auftakt.

«Tristan und Isolde», das gewaltige Hohelied der Liebe, eröffnete den Reigen der sieben neu einstudierten Opern. Als dem 160 Mann starken, aus erlesenen Musikern bestehenden Orchester unter H. von Karajans Leitung wundersame Wagner-Klänge enströmten und berühmteste Solisten aus aller Welt ihre kultivierten Stimmen ertönen liessen, wurden wir des gewagten Unternehmens sehr froh. Nur die uns vollständig neue Inszenierung durch Wagners Enkel Wieland verblüffte uns. An Stelle der gewohnten farbenprächtigen naturalistischen Bühnenbilder bot sich uns etwas ganz Unerwartetes, d. h. im Grunde recht wenig, dar. Wieland Wagner hat mit Althergebrachtem gründlich aufgeräumt. Der bunte Chor der Matrosen ist vom Schiff verschwunden. Nur Tristan, Isolde und Brangäne stehen in unauffälligen Gewändern in leeren Räumen da. Der blühende Garten im zweiten Akt hat ebenfalls weichen müssen. Im Dämmerdunkel sitzen die beiden Liebenden auf einsamer Bank. Magisches Licht, das «in schrägen, farbigen Strahlen» in den mächtigen Bühnenraum fällt, täuscht Bäume, Sträucher und Blumen vor. Als im letzten Akt auch Tristans freundliche heimatliche Burg Kareal fehlte, und sich nur eine trostlose weisse Fläche vor düster grauem Gewölk tief in den Raum hinein ausdehnte, und der Kranke in dieser schwermütigen Einsamkeit auf schmaler Pritsche lag, waren wir wahrhaft erschrocken und brummten allerlei von bedauerlicher Fehlentwicklung und dass man den Tristan ebensogut oder noch besser im verdunkelten Konzertraum hören könnte.

Doch seltsam! Im «Ring des Nibelungen», der allerdings etwas farbiger und reicher erschien, hatten wir uns bereits an die durchgreifenden Vereinfachungen, die symbolischen Darstellungen und das Spiel des Lichts gewöhnt und empfanden die Ablenkung von allem Tand und die ungestörte Versenkung in die geistige Welt des Werkes wohltuend. Und nach dem grossartigen Schluss der «Götterdämmerung» schien uns, wir möchten den «Ring» gar nie anders geniessen, was allerdings nicht hinderte, dass wir in den in hergebrachtem Stile inszenierten «Meistersingern von Nürnberg» ob der Festwiese mit dem durcheinanderwogenden und tanzenden farbenprächtig geschmückten Volke mit seinen Fahnen, Blumen und Kränzen in helles Entzücken gerieten mit allen anderen Theaterbesuchern, die nicht endenwollenden Beifall tobten. Der gewaltige, froh bewegte Chor bot aber auch nie das Bild eines Chaos, sondern war unauffällig genial gemeistert und sang in volkstümlich-natürlicher Fröhlichkeit herrlich, frisch und klangvoll, und dennoch überaus kultiviert.

Wagner, der originelle und geniale Schöpfer des Musikdramas, vermag die Opernhäuser immer noch zu füllen. Woran liegt es, dass einfache und anspruchsvolle Zuhörer sich von seinem einzigartigen Werk angezogen und beglückt fühlen?

Schon in der Wahl seiner Stoffe hat Wagner Geschick gezeigt. Er hat die Erzeugnisse germanischen Dichtergeistes aus der ersten literarischen Blütezeit, dem 6. Jahrhundert, die Mythen mit ihrer uralten Weisheit, von allem wenig wertvollen Beiwerk befreit, im «Ring des Nibelungen» mit Geschmack bearbeitet und sie mit der bedeutenden Schöpfung aus der zweiten grossen Epoche im 12. Jahrhundert, der Nibelungensage, verbunden. Mit feinem Sinn für Grösse im Reiche des schaffenden Volksgeistes hat Wagner auch auf die beiden anderen berühmten Sagen mit Ewigkeitsgehalt gegriffen, den «Tristan» und den «Parsifal«, der weisen Geschichte der Menschwerdung, und hat sie dramatisch wirksam gestaltet und Handlung und tiefen Gehalt mit seiner reichen, blühenden, urmächtigen Gefühlswelten entströmenden Musik erläutert und wundersam verklärt. «Der fliegende Holländer», «Tannhäuser» und «Lohengrin» sind ebenfalls in ihrem Wert von ihm erkannt und unzähligen dankbaren Zuhörern neu geschenkte Früchte aus jener an sagenhaften Volksdichtungen reichen Zeit. Gestaltet hat der Dichter-Musiker alle diese unvergänglichen Stoffe nach dem dritten Höhepunkt in der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, abermals auf einer höheren Entwicklungsstufe des Menschengeistes, was ihm ermöglichte, die alten kostbaren Gefässe mit neuem Inhalt zu füllen, mit seiner reifen Philosophie.

Was am Wagnerschen Kunstwerk nebst Grösse und Schönheit den ernsthaften Geniesser mit tiefer Befriedigung erfüllt, ist im Grunde der ethische Gehalt. Beseligt von seinem lichten Glanze hüten die Rheintöchter das Rheingold, ohne von seiner verhängnisvollen Macht Gebrauch zu machen, wie im goldenen Zeitalter, als die Götter auf dem Idarfelde in harmlos reinem Glück mit goldenen Tafeln spielten. Der nach Minne lüsterne Nibelung Alberich erfährt, dass den geheimnisvollen Zauber, das gleissende Edelmetall zum Reif zu zwingen, nur erzielt, wer der Liebe entsagt. Weil der Ring höchste Macht verleiht, verflucht der verschmähte Zwerg die Liebe. Da neben der Machtgier in Alberich Liebe keinen Raum mehr findet, setzt er sich in Missklang mit der ethischen Weltordnung und verfällt der Strafe. Wotan entreisst ihm mit Loges Hilfe den Ring, und der erboste Nibelung lässt ihn mit einem grässlichen Fluch fahren: Wohl verschafft der Reif seinem Besitzer masslose Macht, doch freut sich kein Froher, Glücklicher seines hellen Glanzes. Sorge und Neid zehren an ihm, und schliesslich verfällt er, statt Herr des Goldes sein Knecht geworden, rettungslos dem Tode. Der Fluch geht in Erfüllung. Der unfrohe Göttervater verliert den Ring an die Riesen, von denen Fasolt sofort durch seinen Bruder Fafner, dieser später durch den Welsung Siegfried fällt. Siegfried gewinnt Tarnhelm und Ring und bald hernach die herrliche Brünnhilde, verfällt aber auch dem bösen Fluch. Er wird seiner innig liebenden, hehren Gattin untreu, macht sich dadurch schuldig, und böse Verwirrung, «blühendes» Leid und Tod folgen. Brünnhilde in namenlosem Schmerz wissend geworden, gibt den Rheintöchtern sterbend den Ring zurück und befreit ihn so vom Fluch. Liebe und Ethos siegen erlösend durch eine warme, gütige Frau.

Der von wundersamen Klängen umrauschte, bezauberte Zuhörer fühlt sich in seinem Glauben an das Walten eines göttlichen Weltgesetzes bestärkt und empfindet beruhigt, wie vor Jahrtausenden die alten Griechen die reinigende Wirkung der Tragödie.

Noch eindeutiger von hohem Ethos getragen als der «Ring» ist der «Parsifal», dessen Held das in seinem Streben nach Glück ringende, irrende Menschentum verkörpert. Wie Faust findet er schliesslich beseligende Erlösung in Reinheit und Taten der Liebe und Güte. Doch stirbt er nicht an den Kämpfen und Leiden des Lebens wie die früheren Wagnerschen Helden. Triebhaftigkeit und Sittlichkeit gelangen in ihm zu versöhnendem Ausgleich, und er vermag ein natürliches und reiches und gesegnetes Wohlleben als Hüter des Grals und als Vater seines Sohnes Lohengrin zu führen, im Gegensatz zu Titurel und Amfortas, von denen der eine sein Triebleben ertötet, der andere aber, dessen Ueberborden zum Opfer fällt.

Als wir das uns lieb gewordene Bayreuth verlassen hatten, konnten wir auf Schritt und Tritt die tiefe Wahrheit der Wagnerschen Philosophie erleben. Mitreisende, Geflohene und Vertriebene, erzäh ten schwere Schicksale, und mit Erschütterung blickten wir in Nürnberg und München, den ehemals blühenden Kunststädten, auf traurige Ruinen. Was Wagners Kunstwerke uns in Schönheit gepredigt hatten, lehrte viel drastischer die grausame Wirklichkeit: Im Machtgierigen, von Liebe, Güte, Mitleid und Wahrheit Verlassenen wirkt erschreckend der Fluch der Nibelungen. Namenlose Leiden, Tod und Vernichtung folgen seinem bösen Walten. Bedrückt mussten wir auch erfahren, wie ferne so viele Menschen der hohen Sittlichkeit Parsifals noch sind, entdeckten wir doch erschreckend viel Hass, Hass gegen die Russen, gegen die Engländer, die Amerikaner — und dafür wenig oder vielmehr kein Gefühl von Schuld, Wenn man doch endlich einsehen könnte, dass Brünnhilde und Parsifal in millionenfacher Erscheinung Krieg, Hunger und viel, viel anderes Leid zu besiegen vermöchten!

R. G.-R.

Blick in die Fenster

F. G. v. Rechenberg

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man allein durch eine einsame, stille Strasse geht. Man wird auf einmal gewahr, wie hier und da an einem Fenster die Gardine vorsichtig ein wenig zur Seite geschoben wird. Wie viele Augen mögen jetzt nach uns sehen? Wie viele Gedanken sich mit uns beschäftigen?

Und wenn man in die Fenster schaute, was würde man sehen?

Ich fuhr am Abend auf dem Dach eines Omnibus durch die Hauptgeschäftsstrasse einer Weltstadt. Man sah vom Dach direkt in die ersten Etagen. Unbekümmert um die Mitmenschen war fast nirgends ein Fenster verhängt. In den Zimmern brannten die Lampen und man sah in sie hinein. Bild um Bild glitt an einem vorüber. Es war zur Zeit des Nachtessens, so sah man meistens eine Familie zu gemeinsamer Mahlzeit um den Esstisch versammelt im Licht einer freundlichen, friedlichen Hängelampe. Es waren nur Bilder des Friedens, die man sah. Aber ob die, die da am Tisch miteinander assen, auch innerlich miteinander lebten? War der Frieden, den man sah, ein Widerschein inneren Friedens? Oder waren all die Nächsten, die da miteinander versammelt waren, einander die Fernsten?

Blicke in die Fenster!

Ein Kriegsgefangener kehrt nach Jahren in die Heimat zurück. Er hat keine Nachricht geben können. Schliesslich wurde er als verschollen erklärt. Er wurde beweint. Er wurde vergessen. Und nun kommt er heim. Es ist Abend. Die Strassen des Dorfes hüllen sich in Dunkelheit und verbergen den, der heimkommt. Er hastet nach dem kleinen Haus am jenseitigen Dorfrand, wo er mit seiner Frau und seinem Kind froh und glücklich lebte, bis der Krieg kam und alle auseinander riss. Und nun kehrt er heim. Ehe er eintritt durch die niedrige Haustür, will er einen Blick durch das Fenster in die Wohnstube tun und im Anblick vorausgeniessen, was dann wieder ihm gehören wird.

Er blickt durch das Fenster. Er sieht seine Frau. Sie ist älter geworden und lacht über ein Kleines, das sie auf dem Schoss hält und das seine Aermchen nach einem fremden Mann ausstreckt, der seinen Feierabend im Kreis seiner Familie geniesst. Und der Mann am Fenster? Er geht hinaus in die Nacht. Wo geht er hin?

Ein kleines Dorf. Es ist Samstagabend. Die Burschen treiben im Dunkel des Abends ihre Spässe. Neugierig schauen sie in das Fenster eines Hauses, das nicht verhängt ist. Ein einfältig Weib sitzt am Tisch. Sie hebt die Bibel, die vor ihr liegt in die Höhe — nach Westen, nach Osten. Sie schlägt sich dreimal auf die Schenkel. Dann sticht sie neugierig mit einer Nadel in die Seiten des ehrwürdigen Buches und schlägt es auf und liest irgendein Wort, das sie ebenso kraus versteht, wie ihre Gedanken kraus sind. Sie «hext!» Sie «hext» dem Vieh ihrer Nachbarin, mit der sie überquer ist, eine Seuche an! An der Wand hängt schön im Rahmen ihr Konfirmationsschein. Sie gehört der «christlichen» Gemeinde ihres Ortes an! Wer kann es begreifen? Man schreibt das zwanzigste Jahrhundert!

Blicke durch das Fenster.

Ich sah einmal ein Gemälde, das die Heimkehr des verlorenen Sohnes darstellt. In Sünde und Schuld kehrt er heim zum Vater, den er einmal in grossem Leichtsinn lieblos verlassen hat. Er wagt nicht an der Haustür zu klopfen. Er will erst einen Blick in die Wohnstube tun — einen Blick nach dem Vater. Und was sieht der Sohn? Er sieht, wie der alte Vater des Sohnes Bild in den Händen hält und es mit seinen Tränen nässt. Trotz allem, was er dem Vater tat, weint seine Liebe noch um ihn! Da kann er sich nicht mehr halten. Er legt den Kopf in den Arm und weint bitterlich. Das Fenster wird geöffnet. Die Stimme des Vaters fragt freundlich in die Dunkelheit hinein: «Wer weint da?»

Blicke durch das Fenster.

Und wenn wir abends still in unserer Stube sitzen, fühlen wir nicht die Augen, die durch unsere Fenster blicken, die ewigen Augen, die uns überall schauen?

Es ist zum Erschauern gewaltig das wahrzunehmen, dass wir von den Augen Gottes immer gesehn werden und dass nichts geschieht, von dem, was wir zum Geschehen machen, das nicht vor diesen ewigen Augen geschieht. Alles!

Unsere Ehe.
Unsere Arbeit.
Unsere Heimlichkeiten.
Unser Versagen.
Aber auch unsere Liebe.

und das Grüngold der versehatteten Wege viel mehr «habe» als er, der den eigenen Schlüssel ins Gartentor steckt.

Auch die Herrlichkeiten, die sich hinter blitzenden Ladenfenstern bergen, ich kann sie weitgehend «haben», denn meine Liebe zu ihnen ist ohne Begehren, und so ist mein Schlendern durch die Strassen häufig wie eine Art Blumenpflücken: ich binde mir einen Strauss schöner Eindrücke, indem ich hier ein gutes Bild, dort einen anregenden Büchertitel und weiter unten eine edelgeformte Vase mit mir nehme — alles liebend, ohne Wunsch und Begehren betrachtete Dinge, deren Schönheit ich «habe».

Aber an der kleinen Madonna ist meine philosophische Betrachtung zerflogen, zerstoben in alle Winde, und meine Liebe wurde fast im ersten Augenblick heisses Begehren. Immer wieder stand ich an dem breiten Fenster, dahinter sie sass und auf mein Kommen wartete — denn diesen Trost muss man mir lassen: sie m u s s meine anbetende, zärtliche Liebe gefühlt haben — ja, immer wieder stand ich an dem breiten Fenster und labte Augen und Herz an der von glücklichsten Händen modellierten kleinen Gottesmutter, die mich irgendwie russisch anmutete, obwohl eines Italieners Herz sie ersonnen. Rechts und links von ihr fanden sich noch weitere Kunstwerke: ein zart erblühter Mädchenkörper, ein fabelhafter Fisch, prunkende Früchte, ein drollig-burschikoses Schulmädel — alle waren sie mir Freude, alle konnte ich «haben», denn meine Liebe war ohne Begehren.

Aber ach, die kleine Madonna! Sie sitzt vor mir, in ein weites, mit Blumen gesäumtes Gewand und ebensolches Kopftuch gehüllt — eine junge bäuerliche Mutter — und hält den kleinen Jesus im Schoss. In den blauen Augen, die aus leicht gesenktem Antlitz dem Beschauer ein wenig von unten herauf entgegensehen, ist ein Nachdenken, ein schmerzliches Wissen. Ob ihr das dunkle Wort durch den Sinn geht, das der alte Mann über das zarte Haupt des Kindes hinweg zu ihr gesprochen, das Wort vom Schwert des Schmerzes, das ihre Seele durchbohren werde ... Aber sie ist ja noch so jung, die kleine Madonna. Es ist wohl nur ein Augenblick der Ermüdung, der sie sich niedersetzen liess und sie in die schweren und ernsten Gedanken verstrickte. Im nächsten Augenblick schon wird das Jubeln der zarten Stimme, das Streicheln einer kleinen Hand sie aufwecken, und die blauen Augen wird die Süssigkeit eines jungen Mutterlächelns erfüllen.

Ach, kleine Madonna, wohin bist du gegangen? — Ich konnte dich nur begehren, aber nicht besitzen. Deine freundliche Hüterin, die um meine Sehnsucht wusste, trat zu mir auf die Strasse, eben als mein bestürzter Blick die Leere im Fenster entdeckt hatte. «Sie ist fort — verkauft — diesen Morgen!» Sie durfte mir den Namen der Käuferin nicht nennen; aber sie konnte mir auf mein angstvolles Fragen die beruhigende Versicherung geben, dass die kleine Madonna in liebende Hände gelegt worden sei.

Soll ich damit mein Herz stillen, kleine Madonna? Mit dem Wissen, dass nun fremde liebende Blicke deine versunkene Gestalt streicheln? — Nein, ach nein! Denn gingest du mir dadurch nicht verloren? So aber, im sehnsüchtigen Gedenken deiner Lieblichkeit, erstehst du mir immer aufs neue, und ich sehe dich vor mir im weiten, hellen, blumengesäumten Gewand, und über das Kind hinweg trifft mich der Blick deiner zarten, von leiser Traurigkeit erfüllten Augen.

Ein freundliches Kinderlächeln

Ich habe leider eine ganze Reihe zänkischer Hausgenossen um mich, denn es ist ein grosses Mietshaus, in dem ich wohne. Auf den täglichen Gängen ins Haus herein und hinaus begegnet man einander natürlich immer wieder und nach dem bekannten Satz aus Wilhelm Tell: «Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt», widerfährt mir mancherlei Unfreundliches.

Nun geht vor mir her, zum Eingang des Hauses hin, der nach Norden liegt, zwischen dem Stück Hof und dem Garten, der dazwischen liegt, das kleine Töchterchen der grimmigen Frau Nachbarin. Die Schultasche baumelt auf dem schmalen Kinderrücken; mit der kleinen Freundin neben ihr ist man in tiefes, eifriges Gespräch versenkt. An der Gartenpforte verhält das kindliche Geplauder. Die kleine Schwarzhaarige mit den bunten Maschen an den beiden glänzenden Zöpfen schaut zurück, erblickt mich unmittelbar hinter sich und tritt im selben Augenblick mit einer unsagbar lieben, kindlich höflichen Geste zurück. Schweigend hält sie mir das Gartenpförtchen auf, schweigend bedeutet sie ihrer Freundin, zu warten und mir den Eingang freizulassen. Ueberrascht trete ich ein und mein «Danke» mag ebenso überrascht geklungen haben. Denn wenn auch Kinder Erwachsenen gegenüber zu Höflichkeit erzogen werden sollen, an dem Töchterchen unseres Hauscerberus hätte ich die Artigkeit mir gegenüber nicht vermutet. Sicher war sie doch oft auch Zeuge von kleinen und grösseren Feindseligkeiten ihrer Mutter gewesen. Aber das Mädchen zeigte nicht die geringste Befangenheit. «Bitte» entgegnet sie mir laut und freundlich mit einem Lächeln. Dasselbe Lächeln steht auch in ihren Augen, die sie gross und klar im Vorüberlassen zu mir aufschlägt. Da erkenne ich, dass dieses Kind noch nichts weiss von den Steinchen, die man sich später, ganz unnötig, vor die Füsse wirft. Fröhlich und kindlich erweist sie mir Reverenz und ist selbst etwas beglückt von ihrem Tun.

Ich aber gehe nach diesem kleinen Vorfall die vielen Stufen zu meiner Wohnung mit einer seltsamen Leichtigkeit hinauf. Das ganze öde Mietshaus scheint mir verklärt durch dieses Kinderlächeln. Ein heller Strahl ist gefallen in die Mühseligkeit und Härte des grauen Alltags. Er wärmt mein Herz, das sich über die Bosheit der Menschen oft gekränkt hatte. Er gibt mir neuen frischen Mut. So oft es mir nun einfällt, will ich gegen alle Tücke, die mir begegnet, die Reinheit dieses lieben Kinderlächelns setzen.

I. Sch.

Wir zeigen: **Mobili da Ronco**

aus unserer kleinen Tessiner-Werkstatt, die in ihrer einfach-sinngemässen Konstruktion und den beschwingten Formen ein Stück lebendiges Tessin verkörpern

Werkstube

J. Müller, Schipfe 1, bei der Rathausbrücke
Geöffnet täglich 14—18.30 Uhr
Werkstatt: Wehntalerstrasse 245

Vereinigung für freies Unternehmertum

(Sch-K.) Die Vereinigung für freies Unternehmertum tagte am 4. und 5. Oktober in Wildhaus unter dem Vorsitz von Herrn H. G. Stokar, Zürich. — Die Ostschweiz war erfreulich stark vertreten. Herr Dr. Hch. Spoerry, Uerikon, sprach über «Die Stellung und Mission der Privatwirtschaft». Wirtschaftliche Fragen gehen alle an und es geht darum, Vor- und Nachteile der beiden Wirtschafts-Systeme, Privatwirtschaft oder freie Wirtschaft und Planwirtschaft abzuwägen. — Als Ordnungssystem ist die Planwirtschaft heteronom. Durch Befehle wird die Kaufkraft erzwungen; die Durchsetzung der Befehle geschieht wiederum durch Zwang, durch das Diktat der an der Spitze stehenden Bürokratie. Die Planwirtschaft ist zentralisiert; eine Totalmacht aus der Summe von Staat und Wirtschaft ergibt eine Machtzusammenballung, die zu einer Abwertung des Rechtes führt und die wiederum Ausgangspunkt für die Korruption ist. — Die Entwicklung ist nicht frei, die «Richtigkeit» von Ideen wird durch eine oberste Instanz bestimmt. Der Leistungsanreiz wird durch Befehl erzwungen.

In der Planwirtschaft ist der Mensch nicht frei, sein ganzes Leben wird von der Zentrale gelenkt. Er verfügt nicht einmal über seine Freizeit.

In der Markt- oder Planwirtschaft ist das Ordnungssystem autonom, seine Regelung geschieht durch die Kaufkraft. — Die Ordnung wird durch die einzelnen Verbraucher geschaffen. — Im Gegensatz zur Kollektivwirtschaft ist die Marktwirtschaft dezentralisiert: eine Voraussetzung für ihre Funktion ist das Gleichgewicht jedes Unternehmens, angewandt auf das Kollektiv.

Die freie Wirtschaft ist die Voraussetzung für den Rechtsstaat. — Die Bewährung ist eine Frage der Tüchtigkeit. — Der Leistungsanreiz kann materielle Vorteile bieten, wie bessere Entlöhnung, Unternehmergewinn, Ersparnisse. — Die Werktätigen haben wohl unterschiedliches Einkommen, jedoch verfügen sie darüber nach freiem Ermessen. — Der Arbeiter hat Aufstiegsmöglichkeiten, die er sich in der Kollektivwirtschaft nur durch Linientreue erringen kann. — Die freie Wirtschaft gewährt dem Unternehmer Dispositionsfreiheit. — Er muss die Risiken abwägen und Fehldispositionen treffen ihn in erster Linie. — Gefahr droht der Marktwirtschaft durch Entartung. — Als solche sind anzusehen: Ungerechte Gewinne, Missbrauch in der Monopolstellung. — Die Freiheit in der Disposition findet ihr Gegengewicht in der ethischen Persönlichkeit. — Als Mission der Privatwirtschaft ergibt sich die wachsende Produktion als Voraussetzung für den sozialen Aufstieg, die Verbesserung des Schicksals einer möglichst grossen Zahl von Menschen. — Vom Unternehmer muss gefordert werden, dass er seine Mission erkennt, dass er verantwortlich handelt, indem er eine Funktion für die Allgemeinheit ausübt. — Er darf den Ablauf der Marktwirtschaft nicht selbst untergraben durch monopolistische Bestrebungen der Verbände oder ungerechtfertigten Rufen nach Staatshilfe. — Der Unternehmer muss die Misstände in den eigenen Reihen bekämpfen. — Ihm obliegt es, seine Mitarbeiter, Arbeiter und Angestellten und die weite Oeffentlichkeit aufzuklären. — Der Unternehmer hat die Pflicht, sich politisch zu betätigen, er darf nicht zulassen, dass der Nur-Politiker wirtschaftliche Entscheidungen fällt. Es ist an dem Unternehmer, die Privatwirtschaft zu verteidigen, das heisst eine Ordnung, die mehr Freiheit und Wohlstand gewährt.

Die Rechtfertigung für die Beibehaltung und die Verfeinerung der freien Wirtschaft liegt darin, dass der Leistungswettbewerb, für welche die Rendite die Rolle eines Kompasses spielt, der Allgemeinheit mehr Wohlstand und mehr persönliche Freiheit gewähren kann, als irgendein System der Zwangswirtschaft.

Nach der Auffassung des Referenten hat unsere politische Freiheit nur solange Bestand, als es auch eine freie Marktwirtschaft gibt.

In der regen Diskussion kam zum Ausdruck, dass die Unternehmen nach den Richtlinien des Referenten zu führen sind.

Ueber das Thema «Freiheit und Sicherheit» sprach Herr Ernst Jucker, Tann-Rüti. Er wies auf die grosse Gefahr hin, die darin besteht, dass sich der Schweizer in einem allzu grossen Sicherheitsgefühl wiegt.

Ausgehend von der geschichtlichen Entwicklung wird Freiheit als gleichbedeutend mit dem Recht des Stärkeren aufgefasst. — Durch kritische Einstellung uns selber gegenüber müssen wir dazu kommen, einen Freiheitsbegriff zu prägen, der Verstand, Willen und Ethos vereinigt. Als Erkenntnis ist dieser dann untrennbar vom Sozialen. — Der Westen kann sich nur erhalten, wenn er eine Revolution des einzelnen fertigbringt, im Gegensatz zum Osten, wo die Revolution der Masse ist. — Das Kollektiv lässt sich vom Individuellen nicht trennen, das Individuelle ist das einzige, das das Kollektiv verbessern kann. Aus der verantwortungsvollen Freiheit ergibt sich von selbst die Sicherheit. — Freiheit und Verantwortung sind nicht zu trennen.

Herr Jucker fand für seine lebensnahen Ausführungen bei den Zuhörern viel Verständnis.

Die Vereinigung für freies Unternehmertum hat seit einiger Zeit ein Studienbüro für Fragen der Wirtschaftspraxis gegründet, das den Unternehmern zur Verfügung steht. Im Oktober wird eine Vortragsreise, von der VFU organisiert, den Arbeitgebern Gelegenheit geben, Herrn Professor Robert S. Hartmann aus Columbus über Wirtschaftsfragen zu hören.

Vom Frauenschrifttum seit 1900

Einen sehr fesselnden Ueberblick über dieses grosse Gebiet vermittelte im Juli drei Wochen lang eine in Hamburg gezeigte Ausstellung «Die Frau und das Wort», hinter der als Veranstalter die GEDOK, die Gesamtorganisation der deutschen Künstlerinnen, stand. Unter bewusstem Verzicht auf Vollständigkeit wurde hier ein gegliederter Ueberblick gegeben, wobei wohlüberlegte und gut geprägte Leitsprüche an den Wänden die Führung des Beschauers übernahmen.

Als erstes die Vitrine «Frauenbücher, die Alarmrufe wurden». Mit Bildnis und Schriftzügen der Verfasserin lagen da fünf äusserlich altmodisch anmutende Bücher: Harriet Beecher-Stowes Roman für die Negerbefreiung «Onkel Toms Hütte», Bertha von Suttners Friedensruf «Die Waffen nieder», Helene Langes «Gelbe Broschüre», die den Bildungskampf der Frau in Deutschland eröffnete, Gabriele Reuters erschütternde Anklagen gegen das Schicksal der berufslosen höheren Tochter «Aus guter Familie», Ellen Keys «Jahrhundert des Kindes».

Erstaunlich ist die Fülle des sozialpolitischen Schrifttums, anderseits nicht erstaunlich, wenn man die Weite dieses besonderen Frauenarbeitsgebietes, die soziale Tätigkeit, bedenkt — mit Werken von und über Beatrice Webb, Alice Salomon, Hedwig Heyl u. a. Und eben so gross ist die Reihe der naturwissenschaftlichen Schriften von den Biographien grosser Aerztinnen bis zu den neuesten Schriften der jetzt in Schweden wirkenden Atom-Physikerin Liese Meitner. Dann wieder erstaunt der Reichtum der Sparte «Weibliche Weltdeutung» mit Werken von Hedwig Conrad-Martius, Marianne Weber, Lenore Kühn u. a.

Stattlich ist die Geschichte der Frauenbewegung, von den prächtigen «Kampfzeiten» Helene Langes bis zu dem 1933 von der Gestapo verbotenen kleinen Reclam-Büchlein! Besonders fesselte in einem grossen Glasschrein die Geschichtsschreibung durch Frauen und ihre historische Dichtung! Bücher von Enrica von Handel-Mazetti, Maria Waser, Gertrud Bäumer, Gertrud von le Fort, Ricarda Huch, Ina Seidel. Das Bild der Geschichte hat sich in der Seele der Menschen gewandelt, seitdem Frauen geschichtliche Bücher schrieben, so betonte die Eröffnungsansprache.

Ergreifend in der Abteilung der fünf grössten Poetinnen von heute ist ein unbekanntes Jugendbild von Ricarda Huch, neben das Insel-Bändchen ihrer «Liebesgedichte» gestellt, und ihm gegenüber die letzte Aufnahme, die Erscheinung der greisen Norne mit ihrem letzten Werk, den «Urphänomenen»!

Drei kleine Sonderschauen überraschen: «Die Wissenschaft vom Geschlecht», mit den Werken von Rosa Mayreder, Grete Meisel-Hess, Mathilde von Kemnitz, der Professorin Vaerting und dem neu herausgegebenen anonymen grossen Liebesbuche, das seinerzeit als «Gegengift» gen Van de Veldes «Vollkommene Ehe» erschien, die «Diotima», ferner die rein auf die Küstlerinnen aller Sparten beschränkten Memoiren und Monographien: die Bühnenkünstlerinnen, wie die Duse, Luise Dumont, die Sängerin Lili Lehmann (diese auch mit einem fachwissenschaftlichen bebilderten Werke über Stimmbildung), die Tänzerinnen Isadora Duncan, Mary Wigman, die Palucca, die Malerinnen von der Vigée-Lebrun, Marie Bashkirtscheff, Paula Modersohn bis zu Käthe Kollwitz und der soeben mit dem Friedenspreis-Pour-le-Mérite ausgezeichneten Bildhauerin Renée Sintenis: die Leistung und das Leben aller ist auch schon Buch geworden! Als dritte Sonderschau «Weite der Welt». Da schrieb Elisabeth Schucht das Reisebuch «Eine Frau fliegt nach Fernost», Margarete Schmitt-Schütt erzählte «Deutsche Aerztin auf Haiti», oder einer «Brautfahrt in die Polarnacht» steht Charlotte Pauly's bebilderte «Rundreise einer Malerin um das Mittelmeer gegenüber, um nur einiges zu nennen.

Auch das erstaunlich umfangreiche englische, amerikanische und französische Schrifttum der Frauen, in Einzelabteilungen sichtbar gemacht, birgt viele Namen von Weltklang, und daneben treten vor Augen eine Fülle von Büchern aus aller Welt, aber in deutscher Sprache gedruckt; die grosse Leistung der Uebersetzerinnen! Hier ist seit Mathilde Mann, Cläre Mjöen, Julia Koppel, Erna Grauthoff bis zu Marie Mutzenbecher, Ilse Meier-Lüne ein ganz grosses Gebiet literarischer Frauenarbeit erschlossen worden, ein geistiger Brückenbau zwischen den Nationen! Dass die einstige Leiterin der GEDOK in Schlesien, Frau Anni Korn-Gisevius aus Breslau, das Frauenschrifttum des gesamten deutschen Ostraums zu sammeln beginnt und hier vor aller Augen stellte, darf als besonderes Verdienst gelten.

Hochinteressant ist die Fülle der grossen politischen Publizistik in Büchern, in Deutschland selber freilich bis etwa auf Marie Elisabeth Lüders, Lilly Abegg schwach vertreten, sehr stark aber in Amerika und in England. Aus der Fülle seien nur genannt die Halb-Schweizerin Margaret Boveri, Margareth Mead, Marguerite Higgins, Elisabeth Bentley, Freda Utley.

Und die erzählende Dichtung? Diese Abteilung, ihrer Natur nach die umfangreichste und populärste, musste sich hier im Interesse der Vielfalt mit Stichproben begnügen, von denen u. a. genannt seien: Mechthild Lichnowsky, Anette Kolb, Maria Waser, Dorothee von Velsen, Clara Nordstroem, Erika Langgässer. Das gleiche Schicksal erlitt die Sonderschau der Lyrik, aber die Bände von Agnes Miegel, Lulu von Strauss und Torney, Ina Seidel, Regina Ullmann, Gertrud von le Fort, Ruth Schaumann, Marie-Luise Kaschnitz waren schön und sichtbar ausgestellt.

Ein sehr gut besuchter Vortrag über die religiöse Frauendichtung zeigte dann, nach den Gesangbuch-Lyrikerinnen des Pietismus die heutige Bedeutung von Gertrud von le Fort, Ruth Schaumann und gerade auch Regina Ullmann neben den protestantischen neuen Namen wie Gerda von Below, eine Urenkelin Herders, Lotte Denkhaus, Hannah Vogt.

Als Letztes: das Jugendschrifttum durfte nicht fehlen; auch hier war die pädagogisch vielleicht besonders begabte Schweiz mit einer Klassikerin, Johanna Spyri, in schönen Neu-Ausgaben vertreten, was darüber trösten mag, dass in der Backfischlektüre, diesem Stiefkind der Literatur wie der Pädagogik, noch immer der selige «Trotzkopf», fast möchte man sagen der «unselige», aus dem Jahrhundertende weitaus am besten «geht».

Wie stark weiblicher Geist seit 1900 nicht nur sich entfaltet und verbreitet hat, sondern auch wie weitgehend er die Welt durchdringt und beeinflusst, das ist ein überraschender und nachhaltiger Eindruck dieser in ihrer Art erstmaligen Bücherschau der Frauen. Es wurde mit Genugtuung aufgenommen, dass der Hamburger Senator für das Schulwesen, Landahl, der bei der Eröffnungsfeier sprach, den systematischen Besuch von seiten der Schulen anordnete. Ilse Reicke

Die Mutter sagt nein

Auf einer Rekognoszierungsfahrt in Virginia kam einst ein junger Offizier, General Washingtons, auf einen Gutshof, wo ihm ein wohlgepflegtes Pferdegespann auffiel. Er befahl dem Knecht, die Tiere vorzuführen. «Da müssen Sie die gnädige Frau drinnen fragen», gab dieser zur Antwort und deutete mit der Hand nach dem nahen Landhaus.

Der Offizer machte sofort kehrt und klopfte energisch an die Türe des Hauses. «Madame», redete er die ihm öffnende Dame an, «ich bin hergekommen, um Ihre Pferde für die Regierung zu requirieren». «Meine Pferde? Die können Sie nicht bekommen, ich brauche sie dringend für die Erntearbeiten, wie Sie sehen.»

«Ich bedaure sehr,» sagte der Offizier hochmütig, aber ich muss sie in Beschlag nehmen — auf Befehl meines Vorgesetzten.»

«Wer ist denn das?»

«General George Washington, Madame», entgegnete der junge Mann pflichteifrig und reckte sich dabei stolz in die Höhe.

Jetzt glitt ein sanftes Lächeln über die Züge der Frau. «Gehen Sie zurück zu Ihrem General und richten Sie ihm aus, seine Mutter lasse ihm sagen, er könne ihre Pferde nicht haben!» *E. L.*

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub Rämistrasse 26. Montag, 20. Oktober, 17 Uhr: «Begegnung mit nordischen Frauen». Vortrag mit Lichtbildern und anschliessender Diskussion von Frau Wehrli-Knobel. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Kreuzlingen: Freisinnige Frauengruppe. Montag, den 20. Oktober 1952, 20 Uhr: Plauderei von Frau Dr. med. Stahl, Münsterlingen, über «Probleme und Behandlung psychischer Erkrankungen» im Nebenzimmer des Restaurants «Schäfli», Kreuzlingen.

Bern: Schweizerischer Lyceumclub, Theaterplatz 7, 2. Stock, Donnerstag, 23. Oktober, 20.30 Uhr: La Signora Musso-Bocca parlerà di Enrico Dalamona e della poesia dialettale bellinzonese.

Freitag, 24. Oktober, 15.30 Uhr: Konzert. Susanne Baumgartner, Alt, singt Arien und Lieder von Marcello, Pergolesi, Dvorak, Pfitzner, Strauss und mit Marla Milliet Duette von: Purcell, Schumann und Dvorak. Am Flügel Vera Martin. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Lausanne: Bürgschaftsgenossenschaft Saffa. 22, Generalversammlung in Lausanne Samstag, 25. Oktober 1952, punkt 14.15 Uhr, im Restaurant «Le Carillon», place Chanderon. Anschliessend: Vortrag von Frl. Anna Martin «Les femmes chefs d'entreprises en Suisse romande»; zu welchem auch Gäste herzlich willkommen sind.

Radiosendungen

19. bis 25. Oktober 1952

sr. Montag, 20. Oktober, 14 Uhr: «Notiers und probiers»: «Backen ist eine Kunst, 5 Lektion. — Der neue Stickkurs: Die fertige Arbeit. — Das Rezept. — Der grosse Briefkasten. — Die drei Wünsche.» — Mittwoch, 22. Oktober, 14 Uhr: «Wir Frauen in unserer Zeit», Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 24. Oktober, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau», mit den Beiträgen: «Psychologie für den Alltag»: «Was ist normal», von Tina Keller, Nervenärztin. — «Die drei Träume» Märchen von Maja Heller. 21.35 Uhr: «Aus unsern Frauen-Halbstunden»: 1. «Juanita, oder von den Freiheiten der iberischen Frau», von Annemarie Schwyter. 2. «Ich möchte gerne Sozialarbeiterin werden», aus der Sprechstunde der «Schule für soziale Arbeit», Zürich. 3. «Plauderei mit den Hörerinnen», von Elisabeth Thommen.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28. Winterthur

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Wer guten Kaffee schätzt, trinkt
GIGER-KAFFEE
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Das gute Besteck ..von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

WELTI-FURRER

Möbeltransporte
in der Stadt über Land ins Ausland und nach Übersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL 339107

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

SCHAFFHAUSER WOLLE
REINE KAMMWOLLE

Für mich ist nur das Beste gut genug!
Darum kauft s'Müeti gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

Heimelige Räume, Vorzügliche Küche
Aromatischen Kaffee und Tee
Spezialitäten aus eigener Konditorei
Münz Tea-Shop
Mittlere Bahnhofstr., Münzplatz 3
ab Oktober sonntags geöffnet
Tel. 23 26 20

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30
VORHÄNGE

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Quiourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58